

Prozess(e) des Verfall(en)s in Thomas Bergers *EISBLAU*

Zwischen Lust(losigkeit) und Destruktion – Narrativ eines (sich selbst) Vernichtenden

Thomas Bergers *EISBLAU* lauert seinem Leser bereits auf der ersten Seite mit jenem subversiven Zynismus auf, der das stilistisch konventionell wie sauber gearbeitete und augenscheinlich belanglos vor sich hinplätschernde Narrativ aus literaturkritischer Perspektive hochinteressante Lügen straft.

Sebastian heißt der Protagonist des 112 Seiten umfassenden Weichbandes, der, im Sinne eines traditionellen Verständnisses, seiner Namensherkunft – σεβαστός (*sebastós*, zu Deutsch: *ehrwürdig, erhaben*; auch: *respektabel, geschätzt*) – alles andere als Ehre macht. Sebastian ist Lehrer, hat – wollte man einer buchstäblichen Lesart die Treue halten – dezidiert kein Liebesleben und umso mehr Geschlechtsverkehr, mit wechselnden Frauen, die instabil genug sind, (seine) Aufmerksamkeit mit Anteilnahme zu verwechseln. Zu letzterer ist er begrenzt bis gar nicht in der Lage: „Er blickte hilflos in das verweinte Gesicht [Mareikes] und verstand den erschreckenden Mangel an Distanz gegenüber der Krankheit des Kindes nicht.“ (S. 12)

Trocken pointiert: Empathie fällt nicht in sein Kompetenzspektrum, der Apfel nicht weit vom Stamm. Das Verhältnis zu den Geschwistern liest sich schwierig, das zur Mutter im mindesten problematisch. Leiden kann er sie nicht, die Frau aus „Haßloch“ (vgl. u. a. S. 19), sich von ihr lösen umso weniger. Die mehr unerfreulichen als regelmäßigen Telefonate sind selbst auferlegte Pflicht, sind Rituale kryptischer Selbstgeißelung. „Er wich jetzt ein gutes Stück vom Weg ab, nahm verrottendes Holz in Augenschein [...]. Später erblickte er auf einem Baumstumpf zylinderförmige Exkreme, die sich mit ihrem langen dünnen Ende und der schwarzen und grauen Farbe als Fuchslosung erwiesen. ‚Haßloch‘, blitzte es in ihm auf, als er aus dem Wald heraustrat, ‚ich muss die Mutter anrufen.‘“ (S. 42)

Das mit der Mutter: er kann es nicht haben; er kann es nicht lassen.

Auf den Anblick von Verfall und Kot folgend, drängt sich ihm, so liest sich, nicht zufällig der Gedanke an die „Macht der Mütter“ (ebd.) auf, „die ihm janusköpfig“ (ebd.) anmutet. Verfall und Verfallen sind es, Zersetzung, deren Prozess(e), deren zyklische *Prozesshaftigkeit*, die Sebastians Interesse, Faszination, Obsession nachhaltig auf sich lenken.

Können ihn die „stauenden Augen und schnörkellosen Fragen“ (S. 35) seiner präpubertären Schülerinnen zunächst noch (körperlich) erwärmen, zeigt sich wenige Seiten später, wie präsent – und libido-senkend – das Dahinwelken weiblich-jugendlicher Schönheit für ihn ist: „Er war mit sich übereingekommen, daß auch die jungen Mädchen, welche ihn, sei es durch ihre sanfte Schmiegsamkeit, sei es mit dem ungestümen Drang nach Neuem, Verlockendem, zu bezaubern vermochten, einmal erwachsen und dann – von Ausnahmen abgesehen – ihre betörende Anmut und die Morgenröte sinnlicher Neugier gegen harte Stimmen, Selbstgefälligkeit und mächtige Leiber eintauschen würden.“ (S. 37)

Ironischer Weise gestaltet sich eine Auseinandersetzung mit pathologischen Formen jener Verfallprozesse, beispielsweise künstlich – wenngleich unabsichtlich – provozierte organische Erkrankungen wesentlich amüsanter: „Die Leberzirrhose, verursacht vor allem durch beständigen Alkoholmißbrauch, stellt eine der häufigen Todesursachen in zahlreichen Ländern dar.‘ Er nahm den Satz wie einen Ball auf und spielte mit Worten: ‚Die Trunksucht‘,

vergnügte er sich, ‚mündet in die Zerstörung, die Theke nimmt die Form des Sarges – der Nekrotheke – an.‘“ (S. 27)

Der, sich Kollegen wie Schülern gegenüber ähnlich umgänglich gebende, „mittelgroß[e], schlankwüchsig[e]“ (S. 58) Mann mit den „durchschnittliche[n] Gesichtszüge[n]“ (ebd.), der in Kindheitstagen an Stelle elterlicher Fürsorge die infantilen Machtkämpfe seiner Geschwister (vgl. u. a. S. 46) wie das erotische Interesse eines Geistlichen erfährt, bewegt sich *in* und schreibt – wiederholt in Form resümierender Aphorismen – *von* einem hermeneutischen Kosmos, der sich durch eine schleichende, sich steigernde, mitunter gewaltsam herbeigeführte Dysfunktionalität auszeichnet, der (sich selbst) dekonstruiert, deformiert, verstümmelt: „An einer Biegung der Reisenbacher Schneise, einem Höhenpfad des Mühlberges, blieb er stehen, angezogen vom würzigen Harzgeruch frisch gefällter Bäume; sie boten, empfand er, einen grausigen Anblick: präzise amputierte Gliedmaßen, aufgebahrt zu seiner Rechten und Linken.“ (S. 40)

Mag dieser Kosmos womöglich – höchstwahrscheinlich (!) – die Quelle seiner leiblichen Beschwerden (vgl. u. a. S. 17), seiner emotionalen Kälte (s. u. vgl. o.), gar seiner – mehr masochistisch motivierten als suizidal orientierten – Todessehnsucht sein, so scheint er doch auf nahezu pedantische Weise bestrebt, dessen destruktiven Strukturen zuzuarbeiten: „Sebastian [...] hatte eine Konferenz hinter sich. ‚Schleppend und überflüssig‘, war sein Kommentar gegenüber einem Kollegen gewesen. ‚Wer das Leiden an der Gesellschaft überwinden will‘, hatte er sich mit einer etwas galligen Notiz getröstet, ‚darf nicht zum Mittel der Abkehr greifen. Frisch erfrorene Glieder, lehrt die Homöopathie, behandelt man mit Schnee.‘“ (S. 33)

Bewusst ist Sebastian sich der perfiden Wechselwirkung jenes Systems durchaus; erwehren kann oder will er sich seiner nicht: „[...] hinter seinem jugendlichen Aussehen verbarg sich eine lange Geschichte von Vernichtungen, solche, die er erlitten, und solche, die er willentlich zugefügt hatte.“ (S. 92)

Es bleibt die Erkenntnis: „[...] die Bereitschaft, grausam zu handeln [...], gehörte unbestreitbar zum Gewebe seiner Existenz.“ (ebd.)

Dana Polz, im August 2019